

Felix Moeve

Es geht immer weiter

**Wie das Wandern in Irland
mein Leben veränderte**





© 2025 Felix Moeve

Website: www.esgehtimmerweiter.de

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH,

Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter:

tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice",

Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

impressumservice@tredition.com

Für meinen Sohn

Prolog

Es ist Abend geworden. Der Himmel, durchzogen von Schleierwolken, zeigt sich in gedämpftem Blau. Die Sonne senkt sich langsam hinter die satten grünen Hügel. Eine atemberaubende Landschaft, die sich mir heute von ihrer besten Seite zeigt. Sie ist mir alles andere als unbekannt. Denn - vor genau zehn Jahren war ich unter anderen Vorzeichen schon einmal hier.

Die zunächst sanft anmutenden Erhebungen entlang des Sleah Head Drive, einer spektakulären Küstenstraße, gehen nur wenige hundert Meter weiter in zerklüftete Klippen über, an die der offene Atlantik mit seinen tosenden Wellen schlägt. Es ist ein besonderes Fleckchen Erde. Es hat etwas Mystisches. Die Gegend ist bekannt für ihre schroffe Küstenlandschaft, die goldenen Strände und die imposanten Hügel. Doch nicht nur die Landschaft allein verleiht dieser Region seinen besonderen Charme. Denn hier, an der südlichen Seite der Halbinsel, liegt eine kleine Hafenstadt, die eine beeindruckende Mischung aus natürlicher Schönheit und kulturellem Reichtum bietet. Sie ist bekannt für traditionelle irische Musik, Kunsthandwerk, eine lebendige Pub-Szene und seit einigen Jahren auch für eine außergewöhnliche Destillerie in der Wodka,

ein prämiertes Gin und hervorragender Whisky produziert werden. Die freundlichen Menschen und die reiche Geschichte machen diesen Ort zu einem unvergesslichen Reiseziel.

Vom kleinen Hafen aus flaniere ich entlang der Promenade, die mit bunt bemalten Häusern, einigen Geschäften mit lokalen Produkten, zahlreichen Pubs und dem Duft nach frisch zubereitetem Fisch und salziger Meeresluft aufwartet. Es ist nicht irgendein Ort für mich, denn es ist

DINGLE, an der Westküste Irlands.

Ich kehre im Marina Inn, einem Pub mit Kamin und ausgezeichnetem Essen, ein. Wer hier an das typische Pub-Klischee mit Burger und Fritten denkt, wird überrascht sein. Die Speisekarte bietet über die Klassiker hinaus allerlei Raffinessen und wechselnde Gerichte. Angefangen bei frischem Fisch, überregionalem Fleisch, bis hin zu vegetarischen Gerichten. Dazu selbstverständlich frisch gezapftes Bier nach Wahl.

Ich setze mich an die Bar, bestelle ein Pint Guinness und durchstöbere die Karte, bevor ich mich für einen Seafood Chowder (eine cremige Suppe, die traditionell aus einer Vielzahl an Meeresfrüchten

und Fisch zubereitet wird) und den Fang des Tages entscheide.

Während ich mich so umschaue und die Leute beobachte, stelle ich fest, wie erschöpft ich von diesem Tag bin. Einerseits körperlich, da ich eine Wanderung auf den Carhoo Hill zum Eask Tower unternommen habe, andererseits geistig, sowie emotional. Die letzten Tage waren sehr bewegend für mich. Die Auseinandersetzung mit mir selbst, meinem Wesen, meinen Charakterzügen, meinen Erfolgen und Niederlagen, wie auch mit meiner bisherigen Lebensgeschichte waren mehr als notwendig geworden. Umso intensiver fühlt sich dieser Moment des Herunterfahrens an.

Genüsslich nehme ich den ersten Schluck meines frisch gezapften braunen Goldes. Es kommt so schön in dem geschwungenen, mit einer Harfe verzierten Glas und seiner sanften cremigen Schaumkrone daher. Da ich nicht nur die Leute um mich herum beobachten möchte, nutze ich die Zeit, bevor das Essen kommt, um meine heutigen Erlebnisse und Gedanken in mein Reisetagebuch zu schreiben. Es ist eine Angewohnheit, die ich in meinem Alltag zu Hause nicht pflege. Breche ich hingegen zu einer Wanderreise auf, dann ist das Führen eines Reisetagebuches über die Jahre zur Tradition geworden. Es hilft mir, meine so häufig wirren Gedanken zu

ordnen und Erinnerungen zu schaffen, die mit Fotos nicht festgehalten werden können. Ich schreibe nieder, wie es mir geht, wie ich mit verschiedenen Situationen umgegangen bin, welche Herausforderungen es zu meistern galt und wo ich an meine Grenzen gekommen bin, oder was mir besonders gut gefallen hat. Es sind Schriftstücke für die Ewigkeit, die ich nun bereit bin zu teilen.

Der Chowder wird serviert. Ein kleines leckeres Töpfchen mit etwas Soda Bread dazu. Eine wundervolle Mahlzeit, wenngleich heute nur die Vorspeise. Und irgendwie gilt dies nicht nur für das Essen. Denn als ich fertig bin und auf mein Hauptgericht warte, kommen nach und nach Leute jeden Alters in den Pub. So weit, so normal. Doch sie haben Musikinstrumente dabei. Sie setzen sich auf die Eckbank und geben ihre Getränkebestellungen auf, nur, um kurz darauf ihre mitgebrachten Instrumente zu stimmen bzw. warm mit ihnen zu werden. Unter ihnen sind klassische irische Instrumente wie eine Bodhrán, eine traditionelle Rahmentrommel, eine Flute, eine hölzerne Querflöte und eine Fiddle, dem irischen Pendant zur Violine.

Dann geht es los. Sie spielen traditionelle irische Volksmusik ohne Gesang. Die Lieder können recht lang sein, sodass nach jedem Stück gerne eine

längere Pause eingelegt wird, in der sich alle unterhalten können. Doch sobald wieder neu angestimmt wird, sind alle dabei: Sie wippen mit den Beinen, tippen mit den Fingern auf den Tischen und nicken mit dem Kopf im Takt. Am schönsten ist es jedoch, die Kinder zu beobachten, wie sie völlig unbeschwert umhertollen und sich zur Musik bewegen. So sitze ich hier und lasse den Tag, die Reise, die letzten Jahre und Phasen meines Lebens weiter Revue passieren. Denn der Ort, an dem ich hier bin, ist ohne Zweifel einer der wichtigsten in meinem Leben. Das ist mir jedoch erst heute so richtig klar geworden!

Dingle, Sonntag, 14. April, 2024



Kapitel ①

Meine 20er Jahre - Eine Zeit voller Rätsel

Die gymnasiale Oberstufe hatte ich gerade ohne Abschluss verlassen. Meine Freundin Isabella, zu der ich, nach großen Problemen zu Hause mit meiner Mutter über Nacht gezogen war, hatte mich betrogen. Meinen Nebenjob im Einzelhandel hatte ich aufgrund eines Diebstahls verloren. So stand ich mittellos, wohnungslos und perspektivlos mit Anfang 20 bei meinem Vater auf der Matte. Ich brauchte dringend Hilfe.

Schon in den Jahren zuvor wurde ich von starken Selbstzweifeln geplagt und hatte im Grunde keine Ahnung, was aus mir werden sollte. Doch nun schien ich am Tiefpunkt meines bisherigen jungen Lebens angekommen zu sein. Die altersgleichen Menschen in meinem Umfeld starteten alle etwas: eine Lehre, ein Studium oder eben ins Arbeitsleben. Und ich? Ich wusste es nicht. Familie und Freunde sahen das allerdings weniger eng. Man müsse sich um mich keine Sorgen machen, hieß es immer wieder. Schließlich sei ich viel zu intelligent. Ich würde meinen Weg schon noch finden, sagten sie. Als sei dies ein Selbstläufer oder ein Automatismus, gegen den ich mich ohnehin nicht hätte wehren können. Doch so einfach war es nicht.

Heute bin ich mir mit Blick in die Vergangenheit nicht sicher, ob ich mich hier und da nicht selbst sabotiert hatte, um dem scheinbar vorgegebenen Weg verlassen zu können. Es wäre nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal gewesen.

Mir fehlte es jedoch klar an Reife, an Disziplin, ganz sicher auch an einem intakteren Familienumfeld und an Vorbildern oder Mentoren, die mir zur Seite hätten stehen können. Ich fühlte mich einfach allein und vom Leben und der Welt überfordert. Schon damals hatte ich stets das Gefühl, nie so richtig reinzupassen, eher ein passiver Beobachter am

Spielfeldrand zu sein als ein aktiver Mitspieler. Denn ich kannte die Regeln zum Mitspielen nicht. Zu gerne hätte ich eine Art Gebrauchsanweisung fürs Leben gehabt, die mir selbst in einfachen Alltagssituationen eine Hilfe hätte sein können. Das Regelbuch hatte ich also nie parat, doch durch meine ständige Überaufmerksamkeit und Beobachtung von allem und jedem schienen mir mit der Zeit angemessene Verhaltensweisen zunehmend leichter zu fallen.

Wie verhalten sich denn Menschen bei einer Begrüßung richtig? Grüßen, die Hand geben, umarmen, Küsschen links und rechts? Ist es wichtig, wie lange man sich schon kennt, um das zu entscheiden? Wie steht denn wer zu wem und warum wissen das alle? Geht man dabei nach seinem Gefühl? Woher wissen beide Parteien, was angemessen ist? Ich wusste und fühlte das alles nicht. Nur ein Beispiel von unzähligen. Bis heute verstehe ich viele angebrachte Verhaltensweisen und Gefühle nicht, sondern weiß lediglich, dass sie in gewissen Situationen angemessen und gesellschaftlich gewünscht sind.

Und so beobachtete ich die Menschen über die Jahre und studierte ihre Angewohnheiten, ihre Fehler, ihre Stärken und ihre Schwächen. Anfangs fand

ich es spannend. Im Laufe der Zeit jedoch immer weniger, bis es mich letztlich langweilte. Die identifizierten und mir zu eigen gemachten Muster und Regeln trafen häufig bei neuen Bekanntschaften zu, und die Menschen verhielten sich weitestgehend wie vorhergesehen. Dies nahm ich zwar alles wahr, jedoch nie mit einem aktiven Bewusstsein. Spannend wurde es immer dann, wenn sich die Menschen nicht wie von mir erwartet verhielten, wenn einfach etwas anderes passierte. Das passte nicht in meine persönliche Logik und warf mich regelrecht aus der Bahn. Denn mir fehlte der Ankerpunkt, um sie richtig verstehen zu können. Dies führte erneut zu großen Zweifeln an mir selbst. Denn für alle anderen schien das nicht zu gelten. Alle wussten scheinbar immer irgendwie Bescheid, doch ich hatte offenbar den Workshop oder den Vortrag verpasst, in dem den Leuten das alles beigebracht wurde.

Dem gegenüber stand, dass ich mich immer an absolut alles erinnern konnte, jedes kleinste Detail eines Gesprächs. So viel unnützes Wissen. Einerseits konnte ich extrem neugierig, fokussiert und konzentriert sein und andererseits tagträumerisch, unaufmerksam und abwesend. Dabei wirkte ich meist nach außen hin sehr ruhig, immer bedacht, die Kontrolle zu behalten. Innerlich jedoch sah es

anders aus. Leute, die mich kannten, sagten häufig ich solle mich mal locker machen, weniger nachdenken, nicht so verkopft sein. Es war jedoch paradox und wirklich nur schwer bis unmöglich erklärbar. Schließlich verstand ich es selbst nicht. Ich brauchte neue, interessante Reize, um meinen Kopf zu stimulieren, folgte aber auch gerne Regeln und Geboten, weil sie mir Sicherheit in einer Welt gaben, in der ich mich nur schwer zurecht fand. Selten befand ich mich deshalb innerlich im Gleichgewicht.

Und so stand ich nun da, nachdem mir mein Leben nun endgültig aus den Händen zu gleiten schien. Ein Dach über dem Kopf hatte ich zunächst bei meinem Vater gefunden. Nun brauchte ich einen Job. Geld musste her. Egal wie.

Über eine Zeitungsanzeige wurde ich auf einen Teilzeitjob in einem Frühstücksladen aufmerksam. Ich meldete mich dort telefonisch, und nach einer kurzen Probearbeit fing ich tatsächlich dort an zu arbeiten. Zunächst begann ich an drei Tagen in der Woche um 4:15 Uhr morgens, Baguettes für die Auslage des Ladens zu schmieren und zu belegen. Es war ohne Zweifel nicht die beste Tätigkeit meines Lebens, dafür umso lehrreicher. Der Betreiber des Ladens Herr Papen gab mir eine Chance in einer Phase, in der ich nichts zu bieten hatte. Ich war

kein Idiot, konnte mich gut artikulieren und bekam trotzdem nicht die Beine auf den Boden, weil mir Vieles sehr schwerfiel. Was in dieser Phase passiert wäre, wenn ich den Job nicht erhalten und an die Hand genommen worden wäre? Ich weiß es nicht.

Schnell arbeitete ich mich ein und schaffte es nach kurzer Zeit auch organisatorische Themen zu übernehmen. So traf ich Vorhersagen darüber, wie viele belegte Baguettes, welcher Art, zu welchem Zeitpunkt des Tages noch nachgelegt werden mussten. Solche Dinge fielen mir immer leicht, dafür hatte ich ein Gespür. Kurz darauf übernahm ich den Job an fünf Tagen in der Woche. Das tägliche Aufstehen um 2 Uhr in der Nacht war hart, aber es lehrte mich die mir so sehr fehlende Disziplin.

Zu meinem Vater, der mich ohne zu zögern aufnahm, als ich bei ihm beschämt vor der Tür stand, hatte ich immer ein sehr enges und gutes Verhältnis. Ganz im Gegensatz zu meiner Mutter. Beide sind im Grunde sehr einfache Leute, die ihr Geld im Einzelhandel verdienten. Da waren auch in meiner Jugend selten große Sprünge möglich. Natürlich hätte ich mir mehr vorstellen können, doch es fehlte mir im Grunde an nichts Materiellem.

Mein Vater wuchs in sehr einfachen Verhältnissen mit seinen fünf Geschwistern in Berlin-Neukölln

auf. Klassische Arbeiterklasse. Er hatte drei ältere Brüder sowie zwei jüngere Schwestern. Allein die Tatsache wie groß die Familie war, lässt erahnen, wie sehr jeder im Alltag mit anpacken musste, um über die Runden zu kommen. Auch deshalb entwickelte er ein sehr stark ausgeprägtes Sozialverhalten und empfand sehr viel Empathie für die Situation anderer Menschen. Ich erinnere mich gut daran, wie anteilnehmend er selbst auf Nachrichten in der Tagesschau reagierte. Etwas passierte am anderen Ende der Welt und es berührte ihn. Auch deshalb nahm ich ihn später häufig als zu weich und zu einfühlsam war. Damit konnte ich schlecht umgehen.

Nach Beendigung der Schule ging er in eine Kaufmannslehre und arbeitete fortan im Einzelhandel. Ich hatte immer den Eindruck, dass er dabei sein wahres Potential nie auszuschöpfen in der Lage war. Mit 26 Jahren wurde er Vater. Zu diesem Zeitpunkt war seine Mutter bereits verstorben, sodass ich sie nie kennenlernte. Sein Vater hingegen wurde recht alt. Er galt als Alkoholiker und hatte im Grunde keinen Kontakt zu uns. Was er genau verbrochen hatte, sodass mein Vater ihn so ablehnte, habe ich nie erfahren.

Als ich mit fünf Jahren begann Fußball im Verein zu spielen, dauerte es nicht lang, bis mein Vater

sich ehrenamtlich als Jugendtrainer engagierte. Was für mich in der Rückschau nicht nur positive Erinnerungen hervorruft, denn ich hatte immer das Gefühl aufgrund meines Talents und der Trainer-Vater-Sohn-Konstellation besonderen Ansprüchen genügen zu müssen.

Meine Mutter war zu jener Zeit ebenfalls mit eingebunden und kümmerte sich als Betreuerin um alle Themen rund um die Mannschaft neben dem Platz. Es ist das Selbstloseste und eines der wenigen positiven Dinge, die ich über sie zu berichten weiß. Ganz im Gegensatz zu meinem Vater wuchs sie in finanziell stabilen Verhältnissen auf. Sie wohnten zeitweise am Ku'damm oder auch in einem Einfamilienhaus mit hauseigenem Pool. Reisen nach St. Moritz zum Skifahren oder auf die Seychellen waren in ihrer Kindheit eher die Regel als die Ausnahme. Somit war sie einen gewissen Standard gewohnt, von dem sie lange Jahre später auf eigenen Beinen stehend, gedanklich nicht loskam. Nach einer gescheiterten Friseurausbildung begann sie ebenso im Einzelhandel zu arbeiten und lernte dort mit 17 Jahren meinen Vater kennen. Alles ging sehr schnell, sodass sie kurz darauf schwanger wurde und mich mit 19 Jahren auf die Welt brachte. Im Grunde hatte sie selbst keine Zeit erwachsen zu werden und schien mit der Rolle der Mutter nie so